

GERARDO SÁMANO
CÓRDOVA
MONSTRILIO

Aus dem Amerikanischen von Michael Weh

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Monstrilio*
erschien 2023 im Verlag Zando.
Copyright © 2023 by Gerardo Sámano Córdova

Limitierte Sonderausgabe. 666 Exemplare.
Keine ISBN, kein Vertrieb über den Handel.
Copyright © dieser Ausgabe 2026 by

Festa Verlag GmbH
Justus-von-Liebig-Straße 10
04451 Borsdorf

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
shop@festa-verlag.de

Lektorat: Simona Turini
Titelbild und Illustrationen: s.BENeš (www.benswerk.com)
Alle Rechte vorbehalten



Für Papi, Mami und Pol.

Ihr wart von Anfang an bei mir,
und deswegen bin ich der glücklichste Mensch.



Ihr Sohn stirbt in einem Bett, das zwar groß genug für ein Kind ist, aber kaum groß genug für sie und ihren Mann. Sie halten sich an den Kanten des Bettes fest und machen sich klein, damit sie links und rechts neben ihm liegen können. Sie genießt das ständige Hin-und-Her-Rutschen, das nötig ist, um nicht herunterzufallen.

Ihr Sohn hat gelebt und lebt jetzt nicht mehr. Es ist ohne Donnergetöse, weinende Engel, den verhüllten Sensenmann und auch ohne Gnade geschehen. Da sind nur sein stiller Körper, der nicht mehr atmet, und die dumpfe Erkenntnis, dass es vorbei ist.

Wie unspektakulär, denkt sie. Sie könnte ja schreien, auf die Knie fallen, sich die Haare ausreißen, Gott verfluchen. Nimm mich, könnte sie flehen und sich mit der Faust auf die Brust schlagen. Aber das wird sie nicht tun. Sie kann das Drama nicht veranstalten, das sie sich zuvor ausgemalt hat.

In ihrer Fantasie ... Ist es zu morbide, es eine Fantasie zu nennen? Sie findet, nicht. In ihrer Fantasie starb ihr Sohn in einem Einkaufszentrum, in einem der großen in Mexiko-Stadt. Denn in einem Einkaufszentrum gibt es ein Publikum und sie wollte ein Publikum. Aber ein Tod auf der Straße, das war ihr zu schäbig. In dem Einkaufszentrum brach ihr Sohn zusammen, und während sie den kleinen Körper in den Armen hielt, umringten die Besucher sie in stummer Ehrfurcht



vor ihrem Leid, das für alle unvorstellbar war. Dabei wurde sie zu einer Pietà, aus Marmor geformt und wunderschön. Dicke, reine Tränen flossen über ihre Wangen und sammelten sich an ihrem Kinn. Als sie sich diese Szene ausmalte, weinte sie gemeinsam mit der knienden Vorstellung von sich selbst.

Doch jetzt – nichts! Dies ist der Augenblick, der Tod. Und da ist keine einzige Träne. Vielleicht braucht sie ein Publikum, und ihr einziges Publikum in diesem Zimmer, diesem strahlend hellen Zimmer, ist ihr wimmernder Ehemann. Aber ein einzelner wimmernder Mann ist kein Publikum.

Ihr Mann drückt seine Nase gegen die freie Stelle am schmalen Hals des Jungen, als wäre ihr Mann das Kitz und ihr Sohn das Reh. Er drückt ihren Sohn mit seinem ganzen Körper, mit Armen, Beinen, Kopf und Brust. Dabei grunzt er. Er atmet laut gegen den Hals ihres Sohnes und atmet dessen Geruch tief ein. Auch sie drückt ihren Sohn an sich, versucht, das zu tun, was ihr Mann tut, denn er scheint zu wissen, wie man trauert, während sie es nicht weiß. Ihr Mann fasst sie am Oberarm und zieht sie zur Mitte des Bettes, zu ihrem Sohn. Ihr Mann scheint zu glauben, dass sie ihren Sohn neu gebären können, wenn sie sich nur genügend Mühe geben. Ich habe ihn geboren, denkt sie. Ich werde ihn nicht wieder gebären. Die blonden Haare ihres Mannes fallen auf das Gesicht ihres Sohnes. Sie wischt sie mit dem Handrücken beiseite, obwohl sie weiß, dass die Haare ihren Sohn nicht mehr kitzeln können. Ihr Mann lässt sie los. Er ist ganz still. Vielleicht ist er auch gestorben. Sie ist zu müde, um nachzusehen.

Sie ist nicht zu müde, um aus dem Bett zu steigen und ein Fenster zu öffnen. Ein kühler Windstoß weht herein. Es ist Frühling, und die Luft ist frisch, ganz und gar nicht totengleich. Ihr Haar ist offen, und weil es offen ist, fühlt sie es in ihrem Nacken. Ein kurzes Flattern, nicht genug, um sie gänzlich aufzuwecken. Sie hat nicht geschlafen. Sie wird schlafen, aber noch nicht jetzt.

Der Tod eines Kindes ist das Schlimmste, sagen die Leute, aber sie wird nicht vor Trauer sterben. Vielleicht kann das ihr Mann – er ist romantisch veranlagt.

Die Leiche ihres Sohnes wird ins Krematorium gebracht werden, dann folgen eine Beerdigung, schwarze Kleidung, eine traurige Familie und traurige Freunde. Sie sind nicht in Mexiko. In ihrer Fantasie starb er in Mexiko. Stattdessen starb er in diesem Haus in der Einöde, in das sie sich zurückgezogen haben.

Sie verspürt Wut, eine schwache Wut, und einen Willen, so schwach wie die Flamme eines Feuerzeugs, ihrem Mann die Schuld zu geben. Aber ihr Mann ist zu erbärmlich, als dass man ihm die Schuld geben könnte.

In diesem von Bäumen umgebenen Haus in Upstate New York ruft morgens eine Eule, die sich für einen Hahn hält. Ihr Sohn hat diese Eule geliebt, und sein winziger Körper wand sich vor Entzücken. Sie horcht nach der Eule, aber vielleicht hat die bereits gerufen, und sie hat es verpasst. Um überhaupt etwas zu hören, murmelt sie eine Liste mit den Dingen vor sich hin,



die nach einem Tod zu erledigen sind. Das erinnert sie an ihre Freundin Lena, die immer vorausplant.

Aber was als Nächstes geschehen muss, wird nicht gleich geschehen. Sie ist noch nicht fertig mit ihrem Sohn, noch nicht bereit, ihn wegzugeben.

Ihr Mann ist nicht tot und schläft auch nicht, er ist einfach matt und kaputt. Sie faltet ihn zusammen. Zuerst faltet sie seine Finger in seine Handflächen, nachdem sie sie vom Schlafanzug ihres Sohnes weggezogen hat. Dann fasst sie seine zu Fäusten gekrümmten Hände am Handgelenk und legt sie über seine Brust; zieht seine Beine vom Bett. Sie genießt es, seine breiten Oberschenkel zu berühren, und hält sie länger fest als nötig. Er lässt es zu. Seine Muskeln sind weich und schwer. Seine Oberschenkel zu berühren, tut ihr gut. Vielleicht tut ihm ihre Berührung ebenfalls gut. Sie dreht seinen Kopf von dem Jungen weg, und ihr Mann schließt die Augen und lässt ein paar Tränen fließen. Wenn sie wollte, könnte sie ihren Mann tanzen lassen wie eine Marionette, ihn ziehen, bis er die Treppe hinunterpurzelt. Aber das macht sie nicht. Sie drückt seinen Kopf an ihre Brust, um damit sein Schluchzen zu dämpfen. Sie lässt zu, dass er sich auf sie stützt, während sie das Zimmer verlassen, und trägt mehr von seinem Gewicht, als sie für möglich gehalten hätte. Als er stehen bleibt und darum bittet, zurück ins Zimmer gehen zu dürfen, um seinen Sohn zu sehen, bringt sie ihn zum Schweigen und sagt ihm, dass er schlafen müsse. Sie führt ihren Mann zu ihrem Bett, wo er sich völlig erschöpft zusammenrollt.

Jetzt gehört ihr Sohn ganz ihr.

Sie liegt neben ihm und leckt sein Ohr wie ein Tier.

Er bleibt tot.

Ihr Sohn trägt einen beigen Pyjama, auf den in bunten Farben alberne Dinosaurier gedruckt sind. Der Pyjama passt ihm, obwohl er für kleinere Jungs gedacht ist. Er hat ihn geliebt. Dort, wo das weiche Material abgenutzt ist, sind ausfransende Flicker aufgenäht. Er hätte ihn den ganzen Tag lang tragen können und nichts anderes, wenn sie ihn nicht gezwungen hätte, sich zu waschen und umzuziehen.

Sie will ein letztes Geheimnis von ihrem Sohn erfahren. Welcher Teil des Körpers einer Person ist untrennbar mit ihr verbunden? Nicht die Haare, auch wenn viele Leute Medaillons mit Haaren behalten. Haare sind zu öffentlich und kein Geheimnis. Seine Finger oder seine Zehen, die kennt sie gut, so dünn und lang seine Finger, wie die ihres Mannes, und klein und pummelig seine Zehen wie ihre eigenen. Seine Zunge ist schnell und bringt lispelnde Laute hervor. Sein Herz, ein stilles, einsames Herz, ist eins mit ihr und ihrem Mann.

Es muss seine Lunge sein. Ihr Sohn Santiago hat nur einen Lungenflügel. Sie muss es sein, diese Lunge, der Kern seines Santiago-Seins! Sie liebt und hasst diese Lunge, die ihr ein Rätsel bleibt, die winzige Lunge, die ihren Sohn weit über seine prognostizierte Lebensdauer hinaus am Leben gehalten hat. Sie will ihr danken, aber auch auf sie spucken, weil sie ihn nicht länger am Leben gehalten hat. In erster Linie will sie die Lunge sehen und in der Hand halten.



Die entsprechende Entschlossenheit vorausgesetzt, ist es nicht schwierig, das eigene Kind zu obduzieren. Zunächst muss sie durch die Haut schneiden, was mit einem scharfen Messer ein Leichtes ist, und ihr Mann achtet immer darauf, dass die Messer scharf sind. Ein scharfes Messer ist für einen guten Koch unverzichtbar, behauptet ihr Mann, und er ist ein großartiger Koch. Sie führt den ersten Schnitt durch den Bauch ihres Sohnes mit größter Vorsicht aus, falls Santiago in einer plötzlichen Wiedergeburt aufwachen sollte.

Was er nicht tut.

Ihre nächsten Schnitte sind mutiger. Sobald ihr Sohn geöffnet ist, schiebt sie langsam ihre Hand unter seine Rippen – sie wird sie nicht brechen –, um die Lunge zu finden. Sie ist keine Ärztin. Der Vorgang ist unschön. Sein Herz schlägt nicht mehr. Was also aus ihm herausquillt, ist das Blut, das in seinen Adern geflossen ist.

Vor Jahren hat sie an der Universität von Mexiko ein Stück von Lorca gesehen. Sie kann sich an die junge Frau erinnern, die die Mutter spielte, eine Mutter, die viel älter sein sollte als die junge Frau. Sie war eine hervorragende Schauspielerin. In dem Stück fand eine Hochzeit statt, und irgendwann – sie weiß nicht mehr, warum – kniete diese Mutter nieder und hielt einen kurzen Monolog darüber, was es bedeutet, Blut auf dem Boden vergossen zu sehen, das Blut ihres Sohnes. Das Mädchen tat so, als tränkte sie ihre Hände in Blut, und als sie die Hände ableckte – Handflächen und Finger –, glitt ihre Zunge von allen Seiten darüber. Weil es mein Blut ist, sagte die Mutter.

Hier ist nicht genug Blut, um ihre Hände darin zu tränken. Sie beschmiert sie dennoch und leckt sie mit ihrer Zunge ab. Sie genießt das Blut ihres Santiago, das nach Eisen und Wärme schmeckt. Sie könnte aus seinen Adern noch mehr Blut saugen, aber sie lässt es. Sie ist keine Vampirin, obwohl sie den Drang jetzt versteht, der sich in ihren Eingeweiden rührt – das Verlangen, tiefe und durstige Schlucke zu trinken.

Sie findet die Lunge auf der rechten Seite seiner Brust. Sie ist leichter und unscheinbarer, als sie erwartet hat. Sie will sie herausreißen und für sich behalten. Sie zieht, aber nicht allzu fest, weil sie immer noch glaubt, dass sie ihrem Sohn wehtun könnte. Die Lunge löst sich nicht.

Das Bett ist eine einzige blutige Sauerei.

Sie flüstert den Namen ihres Sohnes, wie zur Bitte um Entschuldigung.

Obwohl sie die Lunge genauso wie den Rest von ihm erschaffen hat, beschließt sie, dass ihr Sohn seine Lunge behalten soll. Sie wird sich nur ein kleines bisschen nehmen.

Mit einem Gemüsemesser schneidet sie die unterste Spitze ab. Dieses Stück gehört ihr.

Sie nimmt das Lungenstück und legt es in ein durchsichtiges Marmeladenglas, in dem ihr Sohn seine Stifte aufbewahrt hat. Das Glas hat keinen Deckel, aber sie weiß, wo welche sind.

Sie wickelt ihr langes Haar zu einem Dutt und befestigt ihn mit einem der Stifte. So gut wie möglich richtet sie ihren Sohn wieder her. Sie faltet die Haut des offenen Leibs ihres Sohnes zusammen, befeuchtet



ein Stück des Bettlakens mit ihrem Speichel und wischt damit das getrocknete Blut von seinem Körper.

Ihr Mann betritt das Zimmer und erstarrt, während er zu begreifen versucht, was sich gerade vor seinen Augen abspielt. Eigentlich wollte sie den Bettbezug wechseln und Santiago in ein sauberes Laken wickeln, damit ihr Mann den verstümmelten Oberkörper ihres Sohnes nicht sehen muss. Sie weiß nicht, ob er schreien, sie hassen oder sie verstehen wird.

»Du hast ihn vernichtet«, sagt er. Sie findet das Wort *vernichtet* seltsam. Hat sie das wirklich? Nein. Sie hat gar nichts vernichtet. Es war nichts mehr zum Vernichten da.

Aber sie hat eine Sauerei angerichtet.

»Magos.« Er sagt ihren Namen, als ob er eine Erklärung erzwingen könnte.

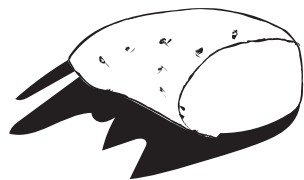
»Joseph.« Sie antwortet mit seinem Namen, damit er weiß, dass sie ihn dort stehen sieht – hager und blassgrün, wie er ist.

MAGOS

LENA

JOSEPH

M





Joseph brachte unseren eingäscherten Sohn an dem Tag nach Hause, als der Hartriegel dichter wurde, die Zweige voller Blüten. Als ich den Baum zum ersten Mal sah, kannte ich seinen Namen nicht. Selbst als mein Mann ihn als Hartriegel bezeichnete, sagte mir der Name nichts. Ich konnte nicht verstehen, wieso er so genannt wurde. Das Aussehen des Baums schien nichts mit dem Namen zu tun zu haben. Seinen spanischen Namen kannte ich nicht und dadurch wirkte der Baum noch fremdartiger, wie nicht von dieser Welt, denn damit mir etwas real vorkommt, muss ich es auf Spanisch benennen können. Später erfuhr ich, dass er auf Spanisch *Cornejo florido* heißt. *Florido* ergab Sinn – einige Hartriegel blühen nicht, aber dieser schon, also musste das genauer festgelegt werden. Aber *Cornejo*, also den wahren Namen des Baums, verstand ich nicht. Ich empfand *Cornejo* als einen Nachnamen. So wie *Hartriegel* blieb mir *Cornejo* ein Rätsel. Mir gefiel die Weigerung des Baums, einen Sinn zu ergeben.

Dem Baum war es gelungen, mich auf den ersten Blick zu verzaubern. Das überraschte mich, da er kaum etwas Außergewöhnliches vorzuweisen hatte. Ja, er hatte viele Blätter und seine Äste bildeten eine hübsche, breite Krone, aber das ist bei vielen Bäumen so. Er blühte noch nicht mal, als ich ihn zum ersten Mal sah, und mit den weißen, fetten Blüten sieht er



doch am schönsten aus. Vielleicht erahnte ich das Potenzial des Hartriegels – dass er im Frühling weiß werden und sich von den hinter ihm wachsenden Nadelbäumen abheben würde.

An jenem ersten Tag in Firgesan stand der Hartriegel vollständig grün am hinteren Ufer des Teichs, den mein Sohn Santiago stets einen See nannte, als triebe er auf dem Wasser. Das Haus mit dem Hartriegel war der Grund, warum wir von Mexiko-Stadt nach Upstate New York gezogen waren. Es stand mitten im Nirgendwo, nur von Luft und Wäldern umgeben. Santiago brauchte einen Ort, um wieder zu Kräften zu kommen, so wie die kranken Menschen in englischen Romanen, die ans Meer ziehen.

Das Haus trug den Namen Firgesan und ich war ganz aufgeregt und fühlte mich wie eine Adlige, weil ich in einem Haus leben würde, das einen Namen hatte. »Ein Gutshaus«, erklärte mein Mann mir und Santiago voller Stolz. »Meine Vorfahren haben es Ende des 18. Jahrhunderts gebaut.« Anfangs hatte es zu einer bescheidenen Farm gehört und war dann immer größer geworden. Von außen ähnelte das Gutshaus einem Würfel mit einem Giebeldach, nicht besonders groß, weiß und absolut nichts Besonderes. Aber im Inneren war es prachtvoll mit der hohen Decke der Eingangshalle, dem großen Buntglasfenster, einem holunderfarbenen Läufer und dem ausladenden Holzgeländer. Auf einer Seite, hinter einem dunklen Flur, befand sich eine Bibliothek mit hohen Regalen und verstaubten Büchern. Ganz am Ende dann ein Wohnzimmer mit holzgerahmten Fenstern an zwei Wänden,

großen Sofas, Plüschsesseln und Tischen mit spindeldürren Beinen. So hatte ich mir einen *Salon* immer vorgestellt: voller Möbel, gemütlich, blumig und behaglich. Santiago kam, genau wie ich, aus dem Stauen nicht mehr heraus.

Das Grundstück ging ringsum in Felder über, die sich bis zu den Wäldern erstreckten, die den Besitz umgaben. Der Teich verlief bogenförmig hinter dem Haus, wo eine modernere Veranda angebaut worden war. Auf der Veranda standen minimalistische Gartenmöbel aus Holz, deren Polster in dunkel- und blaugrünen Farben gehalten waren. Joseph hat einen ausgezeichneten Geschmack. Er hatte den Monat vor Santiagos und meiner Ankunft damit verbracht, das Haus zu reinigen und aufzuräumen, denn es war zwar gepflegt, aber jahrelang nicht bewohnt worden. Joseph baute die Veranda für mich, damit ich einen Ort für mich allein hatte, an dem ich das Haus genießen konnte.

An unserem ersten Tag in Firgesan schien die Sonne in einem fahlen Licht, das alle Ränder verschwimmen und alles wärmer erscheinen ließ. Joseph hatte Glück mit dem Licht, dem Hartriegel, dem flimmernden Teich und dem leichten Windhauch, der wehte, als ich auf der Veranda saß, denn so fiel es mir schwer, weiterhin zu jammern, unseren Umzug infrage zu stellen, einen Makel am Haus zu finden oder überhaupt zu merken, wie einsam es hier war. Damals war ich glücklich über unsere Abgeschiedenheit.

Im Winter – meinem ersten und einzigen Winter in Firgesan – entblätterte sich der Hartriegel bis auf



seine nackten, schwachen Zweige. Er sah so dürr aus, ein Bettler, der dem Tode nahe war, darum kämpfte, die Kälte zu überstehen. Mein Mann und mein Sohn sagten mir, das würde nichts bringen, als ich bei Frost mit Töpfen voll dampfendem, heißem Wasser zu dem Bäumchen ging. »Damit bringst du ihn um«, sagte Joseph, und Santiago hinter ihm nickte, denn er war überzeugt, dass sein Vater alles über alles wusste. Dennoch schmolz ich mit dem Wasser den Schnee und Frost, die meinen Hartriegel umgaben. Damals nannte ich ihn *meinen* Hartriegel. Ich wusste, dass der Baum dennoch fror, aber immerhin konnte ich ihm etwas Behaglichkeit schenken.

Im Frühling erblühte mein Hartriegel, prall und wunderschön. »Dieser Hartriegel steht schon seit über 100 Jahren auf dem Grundstück, Magos. Er braucht dich nicht, um wieder zu blühen«, sagte Joseph. Damals spielte es schon keine Rolle mehr, dass der Hartriegel überlebt hatte.

Unser Sohn starb, bevor die erste Blüte des Baums spross. Eine ganz einfache Blüte mit vier weißen Blättern und einem üppigen gelbgrünen Stempel in der Mitte. Eine Anfängerblüte. Ich glaubte, dass die Blüte mein wiedergeborener Sohn wäre. Wenn man trauert, glaubt man die dümmsten Dinge. Ich sprach mit der Blüte und nannte sie meinen Sohn. Und dann lachte ich, weil es so lächerlich – und geradezu grausam – gewesen wäre, wenn mein Sohn als etwas so Kurzlebiges, Schwächliches und Wunderschönes wiedergeboren worden wäre. Ich tötete diese erste Blüte mit einer einzigen Handbewegung. Erneut gestorben,

konnte mein Sohn nun zu etwas anderem werden: zum Panzer einer Schildkröte, stark und uralte, oder zu einer schrecklichen Tiefseekreatur mit Fangzähnen, sodass er Wunder sehen konnte, die er sich im Traum nicht ausgemalt hätte.

Joseph und ich trugen gemeinsam die Urne und verstreuten unseren Sohn am Fuße des Hartriegels. Mein zu Asche gewordener Sohn flog umher und landete auf dem Stamm des Baums und dem Gras und Unkraut, die um ihn herum wuchsen. Bei gutem Wetter saß Santiago oft unter dem Hartriegel und malte Monster. Währenddessen hockte ich auf der Veranda und beobachtete ihn, das blaue Stoffmäppchen mit den Farbstiften neben sich, die Knie angezogen und den Zeichenblock auf seinen Schenkeln. Bevor er einen neuen Stift aus dem Mäppchen nahm, schob er immer den gerade benutzten zurück und achtete darauf, dass sie schön in Regenbogenfarben angeordnet waren. Da Santiago nun Asche war, wurde alles, was er berührte, grau. Vom Wind getragen, landete etwas von ihm in dem Teich. Im Teich wurde er zu Schlamm.

Da Santiago tot war, hatten Joseph und ich in Firgesan nicht viel zu tun. Wir existierten weniger, als dass wir umherspukten, und da es sonst niemanden gab, den wir heimsuchen konnten, suchten wir einander heim.

Ich wurde zu einer stillen Beobachterin. Ich folgte Joseph überallhin, schlich durchs Haus, lauerte in Ecken und hinter Türen und beobachtete ihn wie eine Wissenschaftlerin oder ein Gespenst. Ich fand



Joseph immer faszinierender, als lernte ich ihn gerade erst kennen. Er weinte. Er starrte vor sich hin. Er versuchte zu zeichnen, aber er konnte nur kleine, sich überschneidende Quadrate kritzeln. Er betrat Zimmer, zum Beispiel die Bibliothek, und stand dort in der Mitte, zwischen den Regalen mit alten Büchern, verloren und ratlos, als ob Aliens ihn gerade erst dort hin gebeamt hätten.

Ich sah ihm beim Duschen zu. Wie zärtlich er mit sich umging, mit seinem behaarten Bauch, der Brust. Wie er sich mit beiden Händen langsam einseifte und abschrubbte. Er massierte seine Schenkel und schob die Kante der Seife zwischen seine Zehen. Er wusch seinen Penis mit streichelnden Bewegungen.

Ich begehrte seinen Körper. Ich wollte ihn schmecken, aber als ich es versuchte, war er geistig nicht anwesend. Er teilte meinen Hunger nicht, den großen, lüsternen Hunger, der verlangte, dass er mich drückte, mich biss, in mich eindrang. Also gab ich seinen Körper auf.

Ich sah ihm beim Schlafen zu, die Hände zu Fäusten geballt wie bei Santiago, wenn er schlief. Eines Nachts wachte Joseph auf und sah, dass ich auf seiner Seite des Bettes stand und ihn anstarrte. Er schrie auf und rutschte weg von mir. In ein und demselben Satz nannte er mich ein Monster und bat mich, ihn zu halten. Ich sah zu, wie Joseph sein Essen nicht anrührte und die Reste mit der Gabel in den Mülleimer schob, den Teller abspülte und in die Spülmaschine steckte.

Ich kann mich nicht erinnern, ob ich etwas aß, ob ich duschte oder schlief.

Ich kann mich nur an ihn erinnern. An Joseph. Sein Haar wurde matt. Früher war es hell gewesen, vielfarbig, hellblond, tiefgolden oder bräunlich, je nachdem, wie das Licht darauf schien. In seine Haare hatte ich mich zuerst verliebt. Und in seine Unterarme, dünn und behaart, jetzt noch dünner und langsam kahl. Ich zog an den paar wenigen Haaren, die noch übrig waren. Ich zog fest, denn ich wollte ihre Brüder aus ihrem Versteck locken. Joseph rief »Aua!«, aber als ich noch härter zog, ließ er mich gewähren.

Falls ich etwas sagte, kann ich mich nicht erinnern, was es war. Oder in welcher Sprache ich mit ihm gesprochen hatte. Ich hatte die Sprache verloren. Ich brauchte keine Sprache. Ich war nur da, um zu beobachten.

Wenn Santiago früher keine Lust mehr hatte, zu malen oder in seinem Dinosaurier-Pyjama in den Wald zu blicken, folgte er mir quer durch Firgesan, wie ich jetzt Joseph folgte. Santiago sagte dann nichts, sondern beobachtete mich einfach, als wäre ich die faszinierendste Kreatur der Welt. Es war nervig, dass mir der Junge ständig folgte, so klein und ernsthaft. Jede meiner Tätigkeiten, und sei es nur das Zusammenfalten der Bettwäsche, wurde wichtig. Ich bat ihn nicht, mir zu helfen, denn als Beobachter war er mir lieber. Wenn er versuchte, mir zu helfen, stellte er sich ungeschickt an.

Joseph verlangte, dass ich etwas anderes tun sollte, als ihm ständig zu folgen. Joseph nannte mich den schlimmsten Schatten. Eine Dämonin. Er bat mich, wegzugehen, aber wenn er mich nicht sehen konnte,



rief er nach mir. Ich war immer in der Nähe. Ich musste nur aus meinem Versteck kommen.

Er erwähnte nicht, dass ich unseren Sohn geöffnet hatte, aufgeschnitten hatte, vernichtet hatte, wie er behauptete. Ich wusste, dass er mich dafür hasste.

Oder etwa nicht? Er sagte nichts dazu.

Er bat mich, mit ihm zu weinen, aber seine Trauer gehörte ihm allein, und ich konnte sie ihm nicht wegnehmen. Er sagte, dass wir nach Mexiko zurückgehen sollten, und dann, dass wir für immer in Firgesan bleiben sollten. Er fragte mich, was ich dachte, was ich fühlte, was ich tun wollte, aber ich dachte und fühlte gar nichts. Ich hatte keine Ideen. Joseph wollte, dass ich mir überlegte, wie unser neues Leben aussehen könnte. Wie es riechen würde ohne Santiagos ungewaschenen Körper, der in dem Dinosaurier-Pyjama gärte, wie es klingen würde ohne seine schlurfenden Schritte und seine plötzlichen »Wusstet ihr, dass ...«-Vorträge, die er hielt, als ob Joseph und ich gleichzeitig mit ihm auf die Welt gekommen wären und sie mit ihm gemeinsam gerade erst entdeckten. Santiago reimte sich gern Erklärungen für die Dinge zusammen, die er nicht verstand. Er erzählte von Wesen, die uns beobachteten, und von Monstern, die sich vor uns versteckten, und zwischen diese Fantasien mischte er Erklärungen, wie unsere Zellen sich erneuerten und uns regelmäßig zu gänzlich neuen menschlichen Wesen machten.

Wenn er in Hochform war, wurde Joseph wütend. Er warf mir Beleidigungen an den Kopf, damit ich ihn ebenfalls anschrie. Das tat ich auch, mit lauter und

böser Stimme. Aber er gab viel zu schnell auf. Mein Feuer war eine Glut, die darauf wartete, entfacht zu werden, während seine bereits erlosch. Ich sah mit an, wie mein Mann versuchte, aus dem dunklen, feuchten Loch zu klettern, in dem er steckte. Wütend knallte er die Türen zu. Er trat gegen die Wände. Ich beobachtete ihn, damit ich merkte, wenn er sich eines Tages endlich aus dem Loch ziehen würde – aus purer Wut vermutlich –, an dem Tag, an dem er nicht dem Untergang geweiht zu sein schien. Vielleicht fand er ein Seil, das er mir zuwerfen konnte.

Es gelang ihm nicht.

Stattdessen sah ich, wie er zugrunde ging. Er wusch sich nicht mehr. Ich vermisste, wie seine Hände über seinen nackten Körper fuhren. Wie Schaum und Wasser seine Haare umgaben. Ich vermisste, ihn zu begehren. Er verließ tagelang nicht das Bett. Er roch, aber nicht angenehm, sondern moderig. Er versuchte nicht mal, etwas zu kritzeln. Joseph wurde langweilig. Er schrie oder flehte nicht mehr. Er bezeichnete mich nicht als Monster und bat mich nicht, ihn zu halten.

Ich zerschmetterte eine der Vasen, von der er mir gesagt hatte, dass sie seit Jahrzehnten in Firgesan stand. Ich wollte, dass Joseph durchdrehte, dass er endlich komplett den Verstand verlor. Dass er zerbrach. Er verwelkte. Verwelken ist nicht dasselbe wie Zerbrechen. Wer zerbrach, zerfiel in Stücke, die wieder zusammengesetzt werden konnten. Wer verwelkte, der trocknete aus, erschlaffte, die Knochen lösten sich auf, und er starb. Der Tod ist das Langweiligste. Ich musste Scherben sehen. Also



zerschmetterte ich die Vase. Er sah mich mit ausdruckslosem Mitleid an, als wäre ich diejenige, die verwelkte.

»Was wirst du jetzt machen?«, fragte ich ihn und plusterte mich auf wie ein Schulhof-Schläger.

Ich hatte meine Stimme vergessen, wie laut sie sein konnte, wie viel Kraft in ihr steckte. Ich wünschte, ich hätte mehr zu sagen. Joseph kniete auf dem Parkettboden. Jede Scherbe, die er einsammelte, legte er auf seine ausgestreckte Handfläche, jedes Mal mit einem leisen Klirren. Er warf die Scherben der Vase weg, und ich ließ ihn gewähren.

Der Hartriegel war grün und blütenlos, als ich ging, ein paar seiner Blätter schon braun. Ich hatte meinen Sohn gesehen und kannte das Ende. Das hier war das Ende, also ging ich. In mir steckte noch Leben. Außerdem hatte ich ein Stück Lunge.

Ich verließ Joseph. Ich verließ auch meinen eingäscherten Sohn.

Ich flog zurück nach Mexiko-Stadt mit einem Ticket, an dessen Kauf ich mich nicht erinnern kann. Meine Freundin Lena holte mich am Flughafen ab. Ich versuchte zu verstehen, woher sie von meiner Ankunft gewusst hatte. In einer Version der Geschichte hatte ich sie vorher angerufen. In einer anderen, die ich gern glauben möchte, wusste sie einfach, dass sie am Flughafen sein sollte, weil sie am besten weiß, wie sie mich zu lieben hat.

Lena weinte nicht und wirkte nicht bedrückt. Sie trug weiße Sneaker, so richtig weiß, wie frisch gekauft, und einen neonfarbenen Jogginganzug. Wie üblich waren ihre Haare kurz und gescheitelt. Lena sagte nicht, wie leid es ihr tue, kein *Pésame*, keine vor Mitleid geweiteten Augen. Sie war unversehrt auf eine Art und Weise, von der ich vergessen hatte, dass jemand so sein konnte. Sie umarmte mich kurz, aber fest. Wir waren ungefähr gleich groß – klein –, und es war schön, jemanden zu umarmen, der so gut zu meiner Größe passte. Lena lehnte ihren Kopf gegen meinen Hals. Ich spürte ihren feuchten Atem.

Mit jedem ihrer Schritte in den weißen Sneakern hüpfte sie ein kleines bisschen. Nur ich bemerkte ihre Freude. Sie hob meinen Koffer auf und schwang ihn, als würde er nichts wiegen. Mich überraschte die Feststellung, dass ich nur einen Koffer dabei hatte. Es hätten mehr sein sollen, mindestens sieben. Oder



auch gar keiner. Ich war neugierig darauf, was ich eingepackt hatte. Nur dass ich die Lunge dabei hatte, wusste ich mit Sicherheit. Vielleicht hatte Joseph den Rest des Koffers für mich gepackt. Obwohl ich vermutete, dass das nicht der Fall sein konnte, hoffte ich es. Ich hoffte, dass er und ich gemeinsame Sache gemacht und meine Flucht geplant hatten. Eine letzte gemeinsame Unternehmung in unserem Leben.

Ich küsste Lenas Nacken, wo dunkle, dünne, flaumige Haare wuchsen, denn ich hatte das Bedürfnis, jemanden zu lieben, der sich nicht auflösen würde. Überrascht drehte sie den Kopf in meine Richtung, aber ich ging an ihr vorbei, bevor sie erröten oder sich beschweren konnte, ihren köstlichen Geschmack noch im Mund.

Lena fuhr mich zum Haus meiner Mutter, dem großen Haus in Las Lomas mit den beiden Jakaranda-Bäumen, die höher waren als die Mauern. Ich suchte in meiner Handtasche nach einer Sonnenbrille, fand aber keine. Ich konnte mich nicht daran erinnern, seit den Tagen auf der Veranda von Firgesan eine Sonnenbrille getragen zu haben, vor vielen Monaten, als ich Limonade geschlürft und Santiago beim Malen zusehen hatte. Ich kniff die Augen in dem grellen Licht zusammen und schirmte sie mit einer Hand ab. Die Sonne von Mexiko-Stadt kam mir plötzlich fremd vor.

Canela, die Hündin meiner Kindheit, ein rötlich brauner Labrador, rannte bei unserer Ankunft zur Begrüßung auf mich zu und bellte hinter dem Tor. Canela war

seit vielen Jahren tot. Diese Hündin war nicht Canela. Ich konnte mich nicht an ihren Namen erinnern. Sie war der Ersatz für Canela. Nein, der Ersatz für Canelas Ersatz. Unsere Hündinnen waren immer rötlich braune Labradore.

»Almendra!« Der Ruf meiner Mutter brachte die Hündin zum Schweigen.

Obwohl ich dieser Hündin schon einmal begegnet war, brauchten wir einen Augenblick, um uns wiederzuerkennen. Sie schnüffelte an mir. Dann sprang Almendra verspielt und glücklich an mir hoch, und ich tätschelte sie.

»Hallo Lucía!«, grüßte Lena meine Mutter.

»Hey Mami«, sagte ich.

»Magos«, flüsterte meine Mutter, während sie mich auf beide Wangen küsste. Meinen Namen aus ihrem Mund zu hören, war bedrückend. Bedrückend wie die Hitze.

»Jackie!«, rief sie die Haushälterin, sobald wir das Haus betreten hatten.

Jackie brachte einen Krug mit Limonade ins Wohnzimmer, wo ich neben meiner Mutter Platz genommen hatte. Lena saß in einem Sessel. Jackie sah genauso aus wie immer, die Haare zu einer wuscheligen Dauerwelle frisiert, die von einem dünnen blauen Haarband halbwegs gebändigt wurde. Ihre Augen waren groß und neugierig. Ich war mir nicht sicher, wie alt Jackie genau war, aber ich war Anfang 30, also musste sie Ende 40 sein, vielleicht auch 50. Das Besondere an Jackie war, dass ihre Augen so wachsam waren und sie immer so lebendig wirkte, dass sich die Frage nach



ihrem Alter gar nicht stellte. Ich überlegte, ob die Leute dasselbe auch von mir dachten. Ich stand auf, und Jackie umarmte mich. Mit Tränen in den Augen sagte sie mir, wie leid es ihr tue. Sie nannte mich »Niña«. In ihren Augen war ich noch ein Kind. Ich wischte ihr mit dem Daumen die Tränen von den Wangen. Jackie war schwarz gekleidet. Das weiß ich noch, denn weder Lena noch meine Mutter noch ich trugen Schwarz. Ich trage nie Schwarz.

»Hast du Hunger?«, fragte Jackie, und ich sagte Nein. Dennoch bat meine Mutter Jackie, ein paar Tingas aufzuwärmen.

»Wie war dein Flug?«, fragte meine Mutter, ohne diese Art von Gespräch führen zu wollen. Sie mochte keinen Small Talk. Lena stand auf und entschuldigte sich, sie müsse zurück ins Krankenhaus. »Warum?«, wollte meine Mutter wissen und versuchte, Lena davon zu überzeugen, zu bleiben und etwas zu essen. Ich vermutete, dass sie Lena als eine Art Puffer zwischen uns haben wollte. Sie liebte Lena. Nicht nur weil sie eine Chirurgin war, deren Erfolg sich meine Mutter zum Teil selbst zuschrieb, sondern weil Lena vieles war, was ich nicht war. Aufmerksam. Energisch. Freundlich.

Ich wollte weder, dass Lena blieb, noch dass sie ging. Ich hatte keine Lust auf die nächsten Tage, auf die Fragen, die unvermeidlichen Abläufe, auf die Leute, die ich würde sehen müssen, die Tanten, Onkel und Cousins, meine Freunde. Abgesehen von Lena hasste ich meine Freunde. Angesichts der bevorstehenden Tage wollte ich zurück nach Firgesan, um gemeinsam

mit Joseph zu verwelken, auszutrocknen und zu Staub zu werden.

Lena ging.

»Warum bist du nicht schon früher zurückgekommen?« Das war die Frage, die meiner Mutter wirklich unter den Nägeln brannte.

»Ich bin so schnell gekommen, wie es ging.«

»Nach drei Monaten?«

»Es waren keine drei Monate«, sagte ich, aber ich hatte keine Ahnung.

Seit Santiagos Tod mochten Jahre oder nur Minuten vergangen sein. Oder drei Monate, so wie es meine Mutter behauptete. Ich wusste es nicht, und es war mir auch egal. Aber ich wollte mich streiten und freute mich, meine Stimme wieder schärfer klingen zu lassen.

»Ich musste es von Lena erfahren. Dabei bin ich deine Mutter. Du hast mir nicht einmal die Chance gegeben, dich zu besuchen. Mit dir zusammen zu sein. Mit ihm.« Beim letzten Satz brach ihre Stimme.

Erst in diesem Moment wurde mir klar, dass sie ihr Enkelkind verloren hatte. Ihr einziges Enkelkind. Es kam mir seltsam vor, dass jemand, der so weit weg war – in diesem großen, sonnigen Haus in Mexiko mit seinen Terrakottaböden, Blumengedecken und Gemälden in vergoldeten Rahmen –, so weit weg von der Asche meines Sohnes und dem Bett, in dem er nie wieder aufwachen würde, diesen Verlust spüren konnte. Santiago gehörte so sehr mir, dass ich mir nicht vorstellen konnte, wie sehr sie sein Fehlen spürte.

